Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaufürsten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst dem illustr. Wigblatt „ULK“, der feuilleton. Montags-Beilage „Zeitgeist“ der „Deutschen Lesehalle“ und den Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 M. 25 Pf., monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.); für das Ausland direct pr. Kreuzband 14 M. p. Quart. — Inserate à Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen: Friederichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 358. **Berlin, Sonntag, den 18. Juli 1886.** **XV. Jahrgang.**

Abonnements für August u. September

auf das **„Berliner Tageblatt“** nebst seinen Separat-Beiblättern Illustrirtes Witzblatt **„ULK“**, illustrirtes Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle“**, feuilletonistisches Beiblatt **„Der Zeitgeist“**, „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft“**, nehmen entgegen: alle Postanstalten des Deutschen Reiches, in Berlin sämmtliche Zeitungs-Spediteure, alle Stadt-Postämter, sowie die Expedition des „Berliner Tageblatt“, Jerusalemerstraße 48/49, zum Preise von

nur 3 Mark 50 Pf.
(für alle fünf Blätter zusammen).

Im täglichen Roman-Feuilleton der nächsten beiden Monate erscheint ein neuer spannender Roman von

E. Vely: „Lilith“.

Volksmuseen.

Eine der bemerkenswerthesten und ruhmwürdigsten Bestrebungen unserer Zeit ist, die Gegner und Bespöttler derselben mögen sich geberden, wie sie nur immerhin wollen, auf die weitestmögliche Verbreitung einer gewissen Menge von Bildung, von thatsächlichen Kenntnissen gerichtet. Allein dieses Volkswissen soll nicht, wie früher, ein lediglich aus Büchern erlerntes sein, sondern es soll sich, wo nur immer angänglich, auf unmittelbare Anschauung gründen. Und wer sich auch nur ganz obenhin mit den einschlägigen Fragen beschäftigt hat, der weiß ja zur Genüge, welch eine bedeutsame Rolle der Anschauungsunterricht in dem modernen Schulwesen überhaupt und in dem Volksschulwesen im Besonderen spielt. Da will es uns denn der Erwägung nicht unwerth scheinen, ob es nicht sehr ersprießlich wäre, diese Veranschaulichung des Volkswissens in einer bisher noch nicht betretenen Richtung möglich zu machen. Die bestehenden öffentlichen Sammlungen, welche der Staat aus den allgemeinen Mitteln seiner Angehörigen angelegt hat und welche er unausgesetzt vermehrt, dienen entweder fachwissenschaftlichen, gewerblichen oder ausschließlich künstlerischen Interessen und sie wenden sich daher vorzugsweise an ganz bestimmt charakterisirte Gruppen der Bevölkerung, welche durch Besichtigung, beziehungsweise Studium derselben sowohl einen unschätzbaren edlen künstlerischen Genuß, als auch eine Anregung für ihre weiteren Forschungen, sowie endlich eine Bereicherung ihrer Kenntnisse und eine Verwerthung derselben für handgreifliche, praktische Zwecke schöpfen.

Ganz andere Ziele sollen indessen durch jene Einrichtungen erstrebt werden, für welche wir die Bezeichnung „Volksmuseum“ wählen zu müssen geglaubt haben. Unseres Dafürhaltens soll eine derartige öffentliche Sammlung die im Volk verbreiteten Kenntnisse durch die Anschauung verlebendigen und hierdurch die Sinne und das Verständniß schärfen und fördern. Hieraus ergiebt sich mit zwingender Nothwendigkeit, daß jene sogenannten „Volksmuseen“ vorzugsweise die einschlägigen vaterländischen Verhältnisse zu berücksichtigen haben werden und nur insoweit auch ausländische einbeziehen dürfen, als diese eben zum Verständniß der heimischen unbedingt erforderlich sind.

Um es mit einem Worte auszudrücken, wird somit ein derartiges Volksmuseum sein Hauptaugenmerk darauf zu richten haben, alles auf eine wirkliche Heimathskunde bezügliche Material in übersichtlicher Anordnung und in möglichster Vollständigkeit zu einer gründlichen Anschauung zu bringen. Bei der Durchführung einer so gestellten Aufgabe wird es natürlich nicht darauf ankommen dürfen, mit den üblichen Museumsschaustücken, seien dieselben nun rein künstlerischer Art oder gehören sie in die Klasse der naturwissenschaftlichen Seltenheiten, zu prunken, sondern darauf, daß der Beschauer bei seinem Rundgange durch die Sammlungen ein der Wirklichkeit möglichst entsprechendes Bild erhalte. Da würde es sich denn zunächst darum handeln, eine getreue Darstellung der Oberfläche des vaterländischen Bodens zu entwerfen.

Hierbei müßte es vor Allem darauf ankommen, die landschaftlich besonders charakteristisch hervortretenden Eigenthümlichkeiten sowohl nach der rein geographischen Seite hin zu berücksichtigen, wie auch bezüglich der Vertheilung der Pflanzen- und Thierwelt. Eine derartige Nachbildung der vaterländischen Landschaft und ihrer organischen Lebewelt — in den besonders kennzeichnenden Gattungen — verbunden mit einer annähernden Veranschaulichung der Bodenverhältnisse mit Bezug auf die formbedingenden Hebungen und Senkungen der betreffenden heimischen Erdrinde, würde ungemein belebend und belehrend gerade auf den naiven Sinn des empfänglichen Beschauers wirken, seine Vorstellungen von der ihn umgebenden Natur klären, vertiefen und mit einem wirklichen Inhalte erfüllen. An diesen beschreibenden Theil der organischen Formenwelt müßte sich alsdann die Darstellung der anorganischen Bodenbeschaffenheit anschließen, das Vorkommen und die Verbreitung der wichtigsten Gesteinarten müßte an übersichtlichen kartographischen Darstellungen sichtbar gemacht werden. Hierdurch wäre zugleich der Uebergang vermittelt, um die geschichtliche Entwickelung der Erdrindeverhältnisse innerhalb des vaterländischen Bereiches zu veranschaulichen.

Zwanglos gelangte man alsdann zur Darstellung des ebenso wichtigen als vielschichtigen Bergwerks- und Hüttenbetriebes, um im Anschluß an die mannigfachen Erzeugnisse desselben zur industriellen Thätigkeit fortzuschreiten. Auf diese Weise würde sich ein ungemein fesselndes, anregendes und lehrreiches Bild von der uns umgebenden Natur und der mit ihr unlöslich verbundenen industriellen Thätigkeit des Menschen zusammenstellen lassen. Wie wenige Menschen vermögen sich, selbst in unseren vermeintlich so vorgeschrittenen Tagen, ein auch nur annähernd zutreffendes Bild von den Schichtungs- und Lagerungsverhältnissen unserer heimischen Erdrinde zu machen! Ein Volksmuseum, wie wir es hier im Geiste vor uns haben, würde durch eigens angefertigte Querschnittsdarstellungen in großen übersichtlichen Maßstäben ganz außerordentlich viel zur Belehrung der Menge und zum weiteren Eindringen in dieses so ungemein anziehende Wissensgebiet beitragen.

Nicht minder bedeutsam und wichtig für unser Volksmuseum wäre aber andererseits die vernunftgemäße Darstellung der landwirthschaftlichen Betriebsarten, sowie der im engsten Anschluß an dieselben sich aufbauenden industriellen Anlagen und Erzeugnisse. Kämen alsdann noch große, die Hauptordnungen umfassende statistische Angaben und die so ungemein eindringlichen „graphischen Vorstellungen“ der statistischen Verhältnisse hinzu, so wäre in der That hiedurch ein lebendiges Bild von dem gegeben, was man unter „Heimathskunde“ versteht. Nur mit dem Unterschiede, daß man diese herrliche, echt volksthümliche Wissenschaft nicht, wie bisher, sich mühsam und ohne den rechten inneren Zusammenhang vor sich zu haben, aus den weitest auseinander liegenden Einzelheiten mosaikartig herbeizutragen nöthig hätte — ein sehr zeitraubendes Geschäft, zu welchem nur die wenigsten Fachmänner tauglich sind — sondern daß man durch die oben in großen Zügen angedeutete Veranschaulichung ein lebensvolles Bild von dem Ganzen und den Verhältnissen der Einzeltheile zu ihm gewinnen würde.

Aber außer diesem mehr oder weniger naturwissenschaftlichen Theile eines solchen Volksmuseums müßte auch für die Darstellung und Entwickelung der vorzüglichsten sozialen Erscheinungen Sorge getragen sein, insoweit dieselben sich auf die hauptsächlichen Volks-Gewerbethätigkeiten beziehen. Man denke nur einen Augenblick daran, von welch einer ungemeinen Bedeutung die Darstellung der wichtigsten Ackerbau- und Handwerksgeräthschaften sein könnte. Hier liegt noch ein beinahe ganz unangebautes Feld vor. Der Kulturgeschichtsforscher fände ein unermeßliches Gebiet für seine Arbeit vor und der herzlichste Dank des Volkes würde seinen Be-

Versuchskuren.

Nacherzählt aus den Mittheilungen eines Arztes

von

E. Zoeller Lionheart.

I.

„Ich denke, Sie sind jetzt ziemlich orientirt mit unserer hiesigen Gesellschaft, Verehrtester. Last nos least, ich spare das Beste bis zuletzt auf, wie Sie sehen, das Haus des Kommandeurs. Seine Damen!“

Der lange Maltitz von den Kürassieren setzte das Glas Chablis auf den Tisch, mit dem er die letzte Auster vom dritten Dutzend hinabgespült, um seine Fingerspitzen mit Feuer küssen zu können. Wir saßen im Café français an einem der zierlich gedeckten Tische uns beim Souper gegenüber, nachdem der Einzige, den ich von den künftigen Regimentskameraden kannte, mich am Bahnhof in Beschlag genommen und hierher geführt hatte.

„Sie kennen den Kommandeur noch nicht? Stellen Sie sich den Kommodore aus dem Don Juan vor und Sie haben sein Konterfei. Liebenswürdiger Vorgesetzter, liebenswürdiger Wirth, aber eifersüchtig; und auf wen glauben Sie wohl? Auf seine eigene Tochter, die er nämlich Keinem gönnt. Wäre der alte Herr nicht so bescheiden in seinen Lebensgewohnheiten, so durchaus bedürfnißlos für seine Person, man möchte glauben, er sei so splendid mit Körben, weil er ihr mütterliches Erbe nicht herausgeben will.“

„Und was sagt denn die junge Dame dazu?“ fragte ich den Tieferbitterten lächelnd.

Er ließ Messer und Gabel fallen, mit denen er einen zornigenergischen Querschnitt durch das saftige Rumsteak machte, und strich sich den röthlichen Schnurbart mit den weißen, spitzen Fingern nachdenklich aus.

„Wird sie überhaupt gefragt, läßt der alte Cerberus es jemals dazu kommen?“ brauste er auf.

„Sie sprechen so piquirt, als ob Sie selber an der Höllen- — oder sagt man in diesem Falle Himmelspforte? — gestanden, und der Cerberus den Eintritt Ihnen verwehrt?“

„Spötteln Sie nur, mein Werthester! Sie werden Ihrem Schicksal so wenig entgehen, wie das übrige Regiment. Sich in Melitta Wedells wunderbare Augen und Marmorschönheit zu verlieben, macht jeder Neue wie eine Kinderkrankheit durch.“

„Marmorschönheiten sind nicht meine Genre; wir Aerzte sind zu materiell, um uns für wandelnde Statuen, angekränkelt von des Gedankens Blässe, zu begeistern. Guter Maltitz, in mir brauchen Sie keinen Rivalen bei Ihrer Angebeteten zu fürchten,“ lächelte ich etwas spöttisch.

„Lala, lala! sehen Sie sie nur erst. Zum Henker! — ich würd' ein diebisches Vergnügen d'ran haben, kaperten Sie mit Ihrem Apollokopf dem Alten das Mädel hinter seinem Rücken fort. Sapristi! — wenn ichs nicht selber sein kann — und Donna Diana hat mich herzlich wenig bisher der Beachtung gewürdigt — ich gönn' sie Keinem lieber, als Ihnen, Freund, der Sie mit den komplizirtesten Verrenkungen im Handumdrehen bei mir fertig geworden sind — ergo: auch wohl ein etwas verschrobenes Frauenköpfchen zurechtsetzen werden.“

„Danke für das schmeichelhafte Vertrauen,“ verbeugte ich mich ironisch zu meinem Gegenüber hin, der eben die Uhr gezogen und sie mit überlegener Miene betrachtete.

„Wir haben gerade noch fünf Minuten bis zum Opernschluß — Kellner zahlen!“ rief er, sich unterbrechend, herrisch über den Speisesaal hin und warf ein Goldstück barsch dem geschniegelten, schöngescheitelten, eidechsengewandten Individuum auf die Tischplatte.

„Morgen wechseln,“ nickte er ihm kurz zu, griff nach der weißen Mütze, die er keck aufs Ohr drückte, schnallte den Pallasch um, zog meinen Arm durch seinen und trat hallenden Fußes auf die belebte Straße hinaus.

„Sollen gleich pater peccavi sagen, mein Werthester,“ lachte er leichtherzig, als ich mich ahnungslos von ihm über den Straßendamm auf ein dunkel sich hinstreckendes Gebäude ziehen ließ, vor dessen linkem Flügel auf offenem Platz eine Zahl von Wagen hielt. Ein galonirter Diener, den Arm mit Pelzen und Mänteln beschwert, machte ihm ehrerbietig am Eingang Platz.

„Gräfin in Oper?“ fragte er kurz, sich umwendend.

Mit gezogenem Hute antwortete der Lakai respektvoll: „Exzellenz und die Komtessen.“

„Ah — auch die kleine Wendhofen! Haben Sie Glück, Seckendorff! Die beiden gefeiertsten Schönheiten unserer schönheitreichen Stadt beisammen in den ersten Stunden, daß Sie bei uns sind. Halten Sie Ihr Herz mit beiden Händen fest. Nimmt sie die grande dame nicht im Sturm, so stiehlt sich die kleine bezaubernde Hexe unversehens Ihnen ins Herz. Bin doch neugierig, welcher Sie den Preis zugestehen werden, dem großen reinen Stil von der klassisch-schönen Wedell oder dem pikanten Roccocofigürchen der allerliebsten kleinen Gräfin!“

Die Oper mußte eben zu Ende sein. Der Diener stürzte dienstbeflissen an uns vorüber. Einzelne Offiziere kamen schon die Stufen herab, begrüßten sich mit Maltitz und wurden mir vorgestellt; dann gab es einiges Händeschütteln und darauf postirten wir uns, von jeder Seite eine enge Phalanx bildend, an den Treppenstufen, die bald gedrängt voll wurden. Rochow von Maltitz war dicht an meiner Seite geblieben und nannte mir mit ziemlich lauter Ungenirtheit Namen und Stand der Leute, bei denen es ihm der Mühe lohnte. Plötzlich fühlte ich einen stählernen Druck seiner nervigen Fingerspitzen auf meiner Schulter und blickte über die wogenden Köpfe fort zu den Treppenstufen hinauf.

Hierzu für die Berliner Abonnenten „Deutsche Lesehalle“ Nr. 29.